



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 136

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatsbund an Elbe und Wesermündung, e. V.

April 1961

Von Moritaten und Bänkelsängerkunst

„Aktuelle Berichte in Bild und Ton“ — J. J. Cordes erzählt von den Vorläufern des Fernsehens

Bis zum ersten Weltkrieg stand am Eingang des Leher Marktes stets auf derselben Stelle noch ein solcher Sänger, der während des Gesanges mit einem Stab auf seine Bilder wies. Man nannte ihn deswegen auch Markt- oder Straßensänger. Das war die Zeit, da außer dem Kasper und dem Bremer Moppenonkel auch der wahre Jakob und der Orgeldreher mit seinem Affchen, Susi, erschienen. Die jüngere Generation kennt sie kaum noch.

Was Bänkelsänger sind? Der „Große Meyer“ (1844) meint so: „Bänkelsänger, Personen, die auf öffentlichen Plätzen historische Ereignisse, Feuersbrünste, Mordtaten usw. unter Hindoutung auf ein aufgerolltes, den Gegenstand darstellendes Gemälde singend oder schreiend vortragen. Der Bänkelsänger ist ein Abkömmling des Meistergesangs; eigentliche Poesie hat sich in ihr nie entwickelt, sie war im Mittelalter nicht besser als jetzt.“ Der Bänkelsänger kann auf ein hohes Alter zurückblicken; im Hausbuch der Fürsten Waldburg-Wolf-

1776 verordnete die bremisch-verdische Verwaltung: „Wenn auf den Jahrmärkten und Messen Marktschreyer, Oculisten, Bruch- oder Steinschneider, Bader, Quacksalber, Zahnbrecher und Wasserbrenner oder dergleichen Leute ohne specielle Concession äußerliche oder innerliche Curen verrichten, so sind sie dem Amt oder Gericht abzuliefern.“

Zu dieser Schicht von Marktbeziehern gehörten allerdings die Bänkelsänger nicht. Sie versuchten vielmehr durch Bild, Lied und Geschichte die Herzen der Menschen zu rühren, zu erschüttern und — zu bessern. Es ist sogar urkundlich erwiesen, daß im 16. Jahrhundert die Geistlichkeit hinter diesen Bestrebungen stand. Jede Darbietung hatte eine kräftig aufgetragene sittliche Nutzenwendung. Noch heute erinnere ich mich, mit welcher Ergriffenheit und Andacht die herumstehende Menge den Worten und Gesängen lauschte, wenn auch die alte Drehorgel dazu klagende und oft kranke Töne hervorbrachte. Den lauschenden Menschen wurden durch die rührseligen Geschichten die Augen feucht, und nur der Aufgeklärte und Rationalist stand mit einem überlegenen Lächeln dabei.

Gemalte Bilder . . .

Die Bilder wurden selten oder nie von dem Bänkelsänger selbst gemalt. Ein großer Teil stammte aus der Werkstatt des „Meisters“ Friedrich Adam Barnitz aus Jever (1790 bis 1867), der für eine Hamburger Firma arbeitete, die ihm für seine „Kunst“ nach dem Quadratfuß der bemalten Leinwand zahlte. Sie waren roh, kraß in den Farben und meist ohne richtige Perspektive und in ihren Motiven schauerlich und — „erschrecklich“. Während ein Mädchen mit heller Stimme die Lieder vortrug, gingen die Gehilfinnen des Sängers mit dem Teller herum und sammelten Geld ein. Jedes Textblatt kostete einen Groschen.

. . . und gedruckte Texte

Diese Texte ähnelten in ihrer Form den im 16. Jahrhundert überall verbreiteten „Fliegenden Blättern der Neuen Zeitung“, durch die Berichte über aufregende Geschehnisse und über Naturkatastrophen ins Volk getragen wurden: Feuersbrünste, Erdbeben, Theaterbrände, Grubenunglücke, Schiffsuntergänge, Untaten von Räubern und Mördern, Falschmünzereien, das Leid verlassener oder verstoßener Mädchen, Kindesentführungen und die Taten böser Rabenmütter und Stiefmütter, all das wurde berichtet.

Die Texte trugen fast immer lange Überschriften: „Die geraubte Grafentochter oder die Gewalt der Mutterliebe“ oder „Die unbarmherzige Marie oder die Gerechtigkeit Gottes ertötet den Sünder über Land und Meer. Geschehen in den Jahren 1836 — 1842“. Ihnen entsprachen um die Mitte des 19. Jahrhunderts die in den Volkstheatern gespielten Ritterstücke. Typisch war das Bestreben, fast stets eine genaue Angabe des Ortes und der Zeit der Handlung zu geben, um die Begebenheit recht glaubwürdig zu machen.

Zuerst wurden mit lauter Stimme die Vorübergehenden angelockt:

„Menschen, höret die Geschichte,
Die erst kürzlich ist geschehn,
Die ich treulich euch berichte,
Laßt uns drum ein Beispiel sehn.“

Laßt uns redlich hier nur handeln,
Treu erfüllen unsre Pflicht,
Stets der Tugend Pfad nur wandeln:
Tugend gibt uns reines Licht!“

Und dann ging's los! Hier ein typisches Beispiel:
Der Zug nach Hamburg

Sie war ein Mädchen jung von Jahren,
Verführt durch Männer Schmeichelei,
Und mußte schon ganz jung erfahren,
Was einer Mutter Sorge sei.
Sie ging von Sulza nach Bad Kösen
Und nach Schulpforta auf die Bahn,
Und tat ihr Haupt auf Schienen legen,
Dieweil der Zug von Hamburg kam.
Die Schaffner hatten's schon gesehen,
Und bremsen mit gewalt'ger Hand,
Jedoch der Zug blieb nicht mehr stehen,
Und Annas Haupt rollt in den Sand.
Die Schüler von Schulpforta haben,
Weil keiner sie erkennen hat,
Auf ihrem Friedhof sie begraben.
Gott lohn' ihnen ihre fromme Tat.

Es gab aber auch ganz schaurige Geschichten:

... Beide zeugten dann auch Kinder,
Die der grause Bösewicht
Mordete mit wildem Wüten.
Bei des Mondes fahlem Licht
Und dann hing er jede Leiche
Auf an einer alten Eiche,
Und der Knochen Klapperklang
Galt ihm lieblicher Gesang.

Solche Entgleisungen führten jedoch in vielen Fällen zum Verbot durch die Polizei.

Mit Vorliebe verlegte man die Begebenheiten in fremde Länder, nach Frankreich, England und Ruß-



Weitverbreitet war einst der „Bänkelsang“ — Vorgänger des Fernsehens und sehr beliebt. Der alte Stich zeigt den Moritatensänger mit seiner Bildertafel inmitten seiner Zuhörer und Zuschauer

egg (15. Jahrh.) findet sich das Bild einer Gauklerbude mit einem großen Leinwandbild, das in seiner Art etwa den späteren entspricht.

Der Begriff „Moritat“ umfaßt nicht nur die eigentlichen Mordgeschichten, sondern auch die historischen Ereignisse und Naturkatastrophen aller Art. Man hat versucht, das Wort aus dem spätmittelalt. „moritates“ abzuleiten. Sogar aus dem hebräischen Wort für Lärm wollte man es deuten. Am wahrscheinlichsten dagegen erscheint wohl die Annahme, daß es eine Umbildung oder Zerlesung von „Mordstat“ ist.

Schon in katholischer Zeit strömte während der großen kirchlichen Feste und Messen das Volk aus nah und fern in den Flecken und Städten zusammen, um sich ganz dem bunten Zauber eines Marktbetriebes hinzugeben. Gottsched schrieb in seiner „Kritischen Dichtkunst“ (1730): „... nicht viel besser als itzo auf Messen und Märkten die Bänkelsänger mit ihren Liedern und Wundergeschichten den Pöbel einzunehmen pflegen“. Trubel, Lärm und Musik füllten die Tage aus, und oft genug wurde der Spektakel so groß, daß sich die Behörden veranlaßt sahen, einzuschreiten. So verfügte man schon 1692: „Auf den Jahrmärkten sollen keinerlei Marktschreyer, Zahnbrecher, Gaukler, Possenreißer, Seil- und Schwertlänzer ingleichen Taschenspieler geduldet werden, die den armen, einfältigen Leuten das Ihre abwracken“, und



Deutschlands letzter Moritatensänger: Ernst Becker aus Berlin. Noch im vergangenen Jahr hat er auch auf dem Bremer Freimarkt seine schaurig-schönen Balladen vorgetragen

land oder in die damals noch als christenfeindlich verschriene Türkei und an die Küsten des Mittelmeeres, wo die Piraten ihr Unwesen trieben. In Deutschland wurde fast immer die Hafenstadt Hamburg (siehe oben!) genannt.

Die Sprache der Lieder war altentümlich; sie enthielt viele Bezeichnungen und Ausdrücke aus der Sprache des 17. und 18. Jahrhunderts. Auch heute bedienen sich die Budenbesitzer ja noch gern eines fremdländischen Dialekts. Niemals zum Beispiel griff der Mörder zum Browning, sondern stets zum Pistol, und der Verbrecher endete nicht im Zuchthaus oder auf dem Schafott, sondern am Galgen oder auf dem Rad, und der Räuber verbarg seine Beute tief in dunklen Wäldern oder in einer versteckt liegenden Wassermühle. Immer aber wird das Böse bestraft und das Gute siegt. Das böse Gewissen plagt den Menschen, bis er seine Tat gesteht, und weder im Lied noch in der Geschichte wird versäumt, zum Schluß mit starker Betonung auf die Tatsache hinzuweisen, daß Gott dem Gerechten hilft.

Einer der bekanntesten Moritatendrucker war Hermann Reiche in Schwiebus, der mehr als 1200 Nummern herausbrachte. Andere Texte tragen den Namen von Anton Leitner, Wien, Pöjawa, Anklam, Trowitzsch und Sohn, Frankfurt a. d. Oder. Es stimmt nicht, wenn behauptet wird, daß die Puppenspieler und der Kasperle sich unter völliger Loslösung vom Marktbetriebe durchsetzen konnten, daß jedoch der Bänkelsänger lediglich auf das Jahrmarktpublikum angewiesen war.

In Hamburg übernahmen auch die Leierkastenmänner die Bänkellieder. Die Hamburger Staatsbibliothek besaß früher etwa 1500 Einzeldrucke, die aber leider im Kriege verbrannt sind. Die Orgeldreher früherer Zeiten spielten nicht nur,

sondern sie sangen auch dazu mit rührender Stimme: „Marlechen saß weinend im Garten“ oder „Müde kehrt ein Wandersmann zurück“ oder „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten“. Und diese Lieder fanden dann eine freundliche Aufnahme bei den Küchenperlen jener Zeit. Im übrigen besangen die von Straße zu Straße ziehenden Spieler nicht nur, „was sich jüngst in fernen Landen“ zugetragen hatte, sondern auch Tagesereignisse, zum Beispiel die Thomas-Katastrophe in Bremerhaven, die Pulverexplosion in Harburg und das Erdbeben in San Franzisko.

Nicht unerwähnt bleiben soll auch, daß der Dichter Gleim (1719–1813) den Versuch unternahm, die Bänkellieder zu veredeln, um die Volksseele wirkungsvoller zu erfassen. Er meinte: „Je öfter dieser Versuch gemacht wird von den rühmlichen Virtuosen mit den Stäben in der Hand, desto mehr wird der Verfasser glauben, daß er die rechte Sprache dieser Dichtart getroffen hat.“ Auch Achim von Arnim (1781 bis 1831) und Clemens Brentano (1778 bis 1842) lernten während einer Rheinreise 1802 in Mainz den Bänkelsänger kennen. Aus derselben Überlegung wie Vater Gleim faßte auch v. Arnim den Plan, im Schloß zu Lauffen am Rheinfalle eine Druckerei und eine Bänkelsängerschule zu begründen, um durch eine Verbesserung von Inhalt und Form eine tiefere Wirkung auf die Volksseele zu erzielen. Heute übt die allzu starke Dosis von Moralintabletten keine Wirkung mehr aus, und die allzu kräftig aufgetragene Realistik der Bänkellieder schreckt ab. Immerhin: Jahrhundertlang gehörten die Bänkelsänger zu den beliebtesten Schaustellern auf unseren Jahrmärkten und — wissenschaftlich gesehen — stellen ihre Lieder ein Stück erstarrter Kulturgeschichte des deutschen Volkes dar.

Verballhornte Familiennamen

In einem beachtlichen Aufsatz über „Bäuerliche niederdeutsche Ruf- und Familiennamen“ im 83. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung bringt Professor Heinrich Wesche, Göttingen, korrespondierendes Mitglied der Männer vom Morgenstern, Beispiele von verballhornten Familiennamen aus dem Groeneweg. Der Name Oldeland ist da zu Aland, Oldewold zu Allewelt, Kalverlage zu Kohlflage, Heinemann zu Heldmann, Komoller zu Kuhmühle, Gellermann zu Kellermann, Krassebott zu Graspott, Behning zu Pennink geworden.

Solche Namensänderungen konnten aus Unverständnis, aber auch bewußt vorgenommen werden. Die Sleeveogd auf Borkum nannten sich einige Zeit nach ihrer Einwanderung Schleeboom. Der Helgoländer Lotse Hinrich Christian Bauch, der 1755 Lotse in Altona und darauf in Hamburg war, führte seit den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts den Familiennamen Baumann. Auch in unserer näheren Umgebung fehlt es nicht an Beispielen solcher Verballhornungen. So wird nach Mitteilung von Gertrud Cornelius in Bederkesa aus dem Familiennamen Weizenkamp Weitergang, aus von Dülmen von Döhlen. Ein weiterer Fall einer ähnlichen Veränderung des Familiennamens wurde von mir im letzten Jahrbuch der Männer vom Morgenstern mitgeteilt. Er betrifft die Familie Schmonsees. 1534 erscheint der Name in Worpsswede als Up dem See, 1545 als Smutsee, 1583 als Schmonsees und 1611 als Schmalsches.

Vielfach liegen solchen Verballhornungen unrichtige Namensklärungen zugrunde, so wenn aus Hofrichter Hafenrichter, aus Hofgart oder Hofgarten Hufgard, aus Geishhirt Geisthirt wurde. Zu falschen Deutungen konnten Anlaß geben auch Namen wie Leimkübler (zu Leimkühe) oder Bauerfeind (aus Burfent; d. i. Bauernbursche, vgl. mnd. veynt = Bursche). Ähnlich steht es mit Namen wie Lederhaus (= Lederhose), Dickhut (= Dickhaut) und Fleischhut (= Fleischhaut). Auch die Schreibweise Bringmann statt Brinkmann (zu nd. brink = Dorfrand) und Piepenbring statt Piepenbrink konnte leicht irreführen. Dr. Benno Elde Siebs

Schätze des Morgensternmuseums



In der Vitrine mit der mittelalterlichen Keramik im neuen Morgensternmuseum fallen diese beiden Gefäße durch ihre Kleinheit auf. Das krugförmige Gefäß ist lediglich 5 cm, das kleinere tonnenförmige 4 cm hoch. Das letztere wurde von dem Heimatfreund Johann Brecht in der Feldmark seines Heimatortes Bramstedt als Oberflächenfund geborgen. Es besteht kein Zweifel daran, daß es sich hierbei um ein mittelalterliches Salbentöpfchen handelt, vergleichbar mit einem dritten Kleingefäß, das Kreisheimatpfleger Aust aus Neuenwalde dem Morgensternmuseum übergab. Bramstedt wie Neuenwalde haben bekannterweise im Mittelalter eine große Bedeutung für unser Gebiet gehabt.

Nahezu unbekannt ist dagegen die Bedeutung des Fundortes von dem erstgenannten krugförmigen Gefäß. Es wurde nämlich im Stadtteil Geestmünde an der Hartwigstraße auf der Ostseite des Hauptbahnhofes beim Ausschachten einer Baugrube auf dem Düverschen Grundstück durch die Aufmerksamkeit des Kapitäns Lindt aus 2 m Tiefe geborgen und dem Museum geschenkt. Ein Straßename in nächster Nähe des Fundplatzes, nämlich Vierhöfen, verrät jedoch etwas über diese Stelle. Der gründlichen Arbeit unseres Morgensterners

Paul Torp über die Straßennamen der Stadt Bremerhaven ist dazu zu entnehmen, daß an diesem Ort im Mittelalter ein Meierhof des Erbstifts Bremen lag, der vor 1600 in drei Bauernhöfe aufgeteilt wurde, zu denen sich um 1700 noch ein vierter gesellte. — Im Zusammenhang mit der Fundbergung wurde bekannt, daß schon in den 20er Jahren an diesem Platz ein alter Brunnen ent-

**Schont Tier und Pflanzen!
Brennt jetzt keine Grasflächen
und Raine mehr ab**

deckt wurde. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch das Kleingefäß von „Vierhöfen“ einst als Salbentöpfchen diente. Die beiden abgebildeten Gefäße sind nicht als Arbeiten heimischer Töpfereien anzusehen, sondern vermutlich im Westen, in rheinischen Großtöpfereien, die für Siegburg und Frechen bei Köln nachgewiesen sind, hergestellt.

Lebendige Heimatarbeit

75 000 Worte Hadelner Platt in vier Lexikonbänden

Dem in Rissen bei Hamburg wohnenden 93jährigen Postamtman i. R. Heinrich Teut hat die Philosophische Fakultät der Universität Münster den Dr. phil. h. c. verliehen. Sie hat damit den wissenschaftlichen Wert des „Hadelner Wörterbuches“, das in vier Bänden auf 2300 Seiten in Lexikonformat 75 000 Stichwörter bringt, mit der höchsten Ehrung, die eine Hochschule zu vergeben hat, anerkannt. In mehr als sechs Jahrzehnten hat unser Mitglied Heinrich Teut unermüdlich die Hadelner Heimat durchstreift, um die Heimatsprache in all ihren Ausprägungen, in Einzelwörtern, Redensarten, Sprichwörtern, Namen zu erfassen. Daß dabei eine Fülle von volkstümlichen Dingen, Brauchtum, Sitte, Aberglauben und anderes eingesammelt und vor dem Vergessen bewahrt wurde, macht das Werk, über das wir noch eingehender berichten werden, doppelt wertvoll. Wir dürfen den betagten Verfasser, der nebenbei plattdeutscher Lyriker von Rang ist, ebenso zu dieser Krönung seines Lebenswerkes wie zu der verdienten hohen Ehrung von Herzen beglückwünschen. P.

Das Cuxhavener Museum für Vor- und Frühgeschichte hat in neuen Räumen in der Seefahrtsschule am Deich einen würdigen Rahmen gefunden. Pünktlich zur eben beendeten Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumskunde hatte der rührige Leiter des Museums, Karl Waller, die Neuaufstellung beendet, die ungeteilte Anerkennung fand, wie zahlreiche Ansprachen und Grußworte von in- und ausländischen Gästen auf der Festsetzung am Abend des Eröffnungstages zum Ausdruck brachten. P.

Ein Riemenschneider-Altar in Seesen?

Der Braunschweiger Künstler Fritz Herbig hat einen Altar mit Kreuzigungsgruppe und Abendmahlsbild wiederhergestellt, der nach seiner Art und Zeitstellung ein Werk Tilman Riemenschneiders sein könnte, der in Osterode — nach neueren Untersuchungen vielleicht in Heiligenstadt — geboren wurde. Ganz zufällig entdeckte ein Seesener Einwohner, Rudolf Reinecke, den kostbaren Altar vor zwei Jahren auf dem Dachboden des Pfarrhauses der Seesener St.-Andreas-Gemeinde.

Von Holßel nach Lutherstadt/Wittenberg Anno 1813

Wenn sich persönliches Interesse mit allgemein Bemerkenswertem verbindet, darf man wohl annehmen, daß ein Geschehnis aus alter Zeit auch bei einem breiteren Leserkreis einige Aufmerksamkeit findet. So, will mir scheinen, verhält es sich mit folgendem: Von 1916 bis 1923 besuchte ich, weil in dem kleinen Landstädtchen meiner Bentheimer Heimat keine höhere Schule war, das Melanchthongymnasium in der Lutherstadt Wittenberg, wo ich bei meiner Großmutter wohnen konnte. Nach langen Jahren hat mich schließlich mein Weg in die evangelisch-reformierte Gemeinde Holßel geführt, und noch immer gehen Gedanken, Briefe und Besuche von der durch die Reformation so berühmt gewordenen Stadt an der mittleren Elbe, auf der für mich zudem „der Jugend Zauber für und für ruht“, nach dem kleinen Dorf im Landkreis Wesermünde und umgekehrt von hier nach dort.

Wie erstaunt aber war ich, als ich in der Holßeler Kirchen- und Schulchronik diese Eintragung und Aufstellung aus der Franzosenzeit verzeichnet fand: „Als besonders drückend müssen die Kriegsführen bezeichnet werden. Gerade in der Erntezeit des Jahres 1813 hatte Holßel sieben Wagen mit je vier Pferden bespannt zu einem Transport nach Wittenberg zu stellen.

sche und russische Truppen den Gouverneur von Wittenberg, Lapague, die Vorstädte niederbrennen zu lassen. Am 1. Osterfeiertag begann die erste Beschießung der Stadt. Am 11. Juli des Jahres besichtigte Napoleon die Garnison. Eine Abordnung des Magistrats bat ihn, die Verpflegung der Besatzung zu erlassen, die ihnen der Gouverneur auferlegt hatte. „Wie?“ soll der Kaiser erstaunt ausgerufen haben, „die Stadt hat so lange die Garnison ernährt?“ — und ordnete an, daß die Strafkolonien an Naturalien von Bremen und Hamburg zunächst nach Wittenberg dirigiert wurden.

Als aber der „Maire“ Heins obige Aufstellung der Wagen und Pferde von Holßel einsandte, war die Lutherstadt bereits erneut durch die Preußen bombardiert worden, nämlich am 25. September 1813. Der Turm der Schloßkirche und viele Häuser wurden zerstört. In der Nacht vom 12. zum 13. Januar wurde dann die Festung von General Dobschütz erstürmt, die französische Besatzung einschließlich des Gouverneurs gefangengesetzt. Damit war für Wittenberg die Franzosenzeit definitiv beendet.

Nur eine Episode, mehr nicht, waren also die Lieferungen aus unserem Raum in die über mehr

als 400 km entfernte Stadt an der Mittel-Elbe. Und wenn in unseren Tagen die großen Tankwagen mit Frischmilch aus Dornum und Bremerhaven durch die „Zone“ gar nach dem zweigeteilten Berlin fahren, nota bene an einem einzigen Tage hin bzw. zurück, so kommt einem Ben Akibas Wort in den Sinn: „Es ist alles schon einmal dagewesen.“ Möchte doch unsere Feststellung über die Zwangslieferungen gegen Ende der Franzosenzeit von hier nach Wittenberg auch für diese freiwillig-unfreiwilligen Milchtransporte zutreffen und sie für eine spätere Betrachtung nur eine Episode sein!

Kurt Bode

Dr. Hans Gummel 70 Jahre

Am 3. Mai 1961 begeht der frühere ehrenamtliche Leiter unseres Morgensternmuseums, Museumsdirektor a. D. Dr. Hans Gummel, seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar ist nach wie vor für das Morgensternmuseum tätig und widmet sich insbesondere der Geschichte der Urgeschichtsforschung in Niedersachsen und Bremen. Eine Würdigung seiner Persönlichkeit erfolgt im nächsten Heimatblatt.

Dorfbuch von Mulsum

Eine beschränkte Zahl des Dorfbuches von Mulsum, jener letzten verdienstvollen Arbeit des unvergessenen Heimatforschers Willy Klenck, ist noch in der Bibliothek des Heimatbundes, Bremerhaven-G., Kaistraße 6, vorrätig und kann zum Vorzugspreis von 15,— DM an Interessenten abgegeben werden.



Frühling am Deich

Verzeichnis der nach Wittenberg von Holßel ausgestellten Pferde, Wagen und Fuhrleute

Namen	haben Pferde nach Wittenb. gestellt	sind von hier gegangen	sind wieder gekommen	haben ausgetan	
				Fuhrleute	Wagens
1. J. Gr. Bohlen	1	1813 July 6.	1813 Aug. 8.	Marten Hahn	Joh. Gräber Bohlen
2. M. Hahn	1	.	.	Dittmer	.
3. H. Lilienthal	1	.	.	Döscher	.
4. J. Eden	1	.	.	.	J. H. Lilienthal
5. Seegers	1	.	.	Seegers	.
6. H. Jürgens	1	.	.	J. H. Lilienthal	.
7. J. H. Lilienthal	1	.	.	.	.
8. Carsten Döscher	1	.	.	Joh. Lilienthal	Joh. Lilienthal
9. Joh. Lilienthal jun.	1	.	.	jun.	jun.
10. Arend Clauhsen	1	.	.	Hinr.	Joh. Olfers
11. Hinrich Benhsen	1	.	.	Stelling	.
12. Johann Olfers Ww.	1	.	.	Hinr.	.
13. Joh. Fr. Lilienthal	1	.	.	Döscher	.
14. Carsten Lilienthal	1	.	.	Marten Fr. Lilienthal	.
15. Joh. Dittmer	1	.	.	Friedr.	Ringe
16. Hinr. Aparius	1	.	.	Lühr	.
17. Mart. Fr. Lilienthal	1	1813 July 16.	1813 Aug. 1.	Martin	.
18. Ringe	1	.	.	Dütsch	Joh. Fink
19. Marten Dittmer	1	.	.	Claus	.
20. Johann Köster	1	.	.	Dütsch	.
21. Johann Jürgens	1	1813 July 17.	July 29.	Diedr.	Hinr.
22. Joh. Fink	1	.	.	Hons	.
23. Claus Dütsch	1	.	.	Hinr.	.
24. Joh. Müller	1	.	.	.	.
25. Joh. H. Lilienthal	1	.	Aug. 1.	.	.
26. Diedr. Hons	1	.	.	.	.
27. Hinr.	1	.	.	.	.
28. Joh. Lilienthal sen.	1	.	.	.	.

Unter 3. November 1813 von Hr Maire Heins eingeschickt.

Vier von den sieben Wagen sind also 34 Tage unterwegs gewesen, einer 17, einer 16 und einer nur 13 Tage! Woraus mögen diese großen Zeitdifferenzen herrühren? Welchen Weg werden die Fuhrleute eingeschlagen haben, den nächsten über Celle oder Hannover — Magdeburg? Auch ist leider nicht vermerkt, was sie im einzelnen zu transportieren hatten. Doch offenbar Getreide, Mehl, vielleicht auch Hackfrüchte, jedenfalls Nahrungs- und Futtermittel, die wohl vorher, etwa in Lehe, aus den benachbarten Ortschaften zusammengebracht waren.

All die schweren Kriegswirren vor und nach dem verhängnisvollen Rußlandfeldzug des Korsen Anno 1812, die sich in unserem Elbe-Weser-Raum abgespielt haben, darf ich als bekannt voraussetzen. — Was Wittenberg angeht, war Napoleon am 20. 10. 1806, also sechs Tage nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt, in der die preussische Armee und die mit ihr vereinigten sächsischen Truppen geschlagen worden waren, an der Spitze einer großen Truppenmacht eingezogen. Er ordnete die Erneuerung der Befestigungen an. Die Stadt mußte bis Ende November Nahrungsmittel für die nach Osten vorrückenden französischen Truppen aufbringen und 2385 Taler zahlen. Ein Reservemagazin für 150 000 Mann (!) und 40 000 Pferde wurde angelegt. Nach dem 11. 11. 1806, an dem Kurfürst Friedrich August ein Bündnis mit Napoleon einging und zum König von Sachsen erhoben wurde, ließen die Bedrückungen etwas nach. Am Neujahrstage 1812 wurde zum erstenmal wieder Gottesdienst in der Stadtkirche gehalten, nachdem diese vom Oktober 1806 an als Lazarett oder Magazin benutzt worden war.

Am 6. 4. 1813 veranlaßten anrückende preußi-

Wie kam es zum Namen: Rotersand?

Allen sommerlichen „Nordseepilgern“ sind der „Rote Felsen“ in der Helgoländer Bucht und der „Rotesand“ vor der Wesermündung gleich bedeutungsvolle Inbegriffe des für sie wie für uns Küstenbewohner immer wieder in gleicher Weise eindrucksvollen „Blanken Hans“, der eine als Wahrzeichen der deutschen Nordsee überhaupt, der andere als Symbol bremscher Seegeltung. — Und beide „roten“ Ansteuerungspunkte der Deutschen Bucht liegen von Bremerhaven aus in nordwestlicher Richtung, der „Rote Felsen“ in etwa 90 km Entfernung und der „Rotesand-Turm“ in rund 50 km Abstand und beide haben etwa die gleiche Höhe über dem Meeresspiegel. So viel Gleiches also in beiden Fällen! Warum sollte da nicht auch das dem Hauptnamen beigefügte Adjektiv „rot“ auf die gleiche Voraussetzung für die beiden einprägsamen Namen hindeuten?

Dem ist nun allerdings nicht so: Denn im Falle des roten Helgoländer Felsens bezieht sich das Beiwort, wie uns allen geläufig, auf die rotbraune Färbung des dortigen Buntsandsteins, der in der Brandungszone dem Wasser am Inselsaum eine oft blutrote Tönung verleiht, ein unvergänglicher Eindruck für jeden, der diese absurde Brandung einmal, von der flachstehenden Sonne magisch durchleuchtet, beobachten konnte!

Das Wahrzeichen unserer Außenweser jedoch, unser traditionsreicher „Rotesand-Leuchtturm“, der zur Zeit im Gespräch ist, weil er sich in seiner Altersschwäche leider durch einen Neubau an anderer Stelle und unter anderem Namen („Alte Weser“) verdrängen lassen muß, bezieht sein „koloriertes“ Beiwort nicht auf einen ähnlichen roten

Buntsandstein-Sand oder anderweitig eingefärbten Rotsand zu seinen Füßen in ca. 10 bis 20 m Tiefe. Und selbstverständlich rührt die Namensgebung auch nicht von der aparten roten Farbbänderung seines alten Betonkörpers her. — Andererseits ist die Namensgebung, die sich keineswegs auf den Leuchtturm allein bezieht, sondern auf die umgebenden Sände und Gründe der Außenweser in gleicher Weise, wie „Roter-Sand“ und „Roter-Grund“, auf welcher letzterem der Ende des vergangenen Jahrhunderts errichtete Leuchtturm seinen Stand hat und somit auch seinen weltbekannten Namen erhielt — diese Namensgebung also ist mindestens viele Jahrhunderte alt und auch schon allen Fahrensleuten und Fischern des Mittelalters bekannt. So erscheinen die etwa an gleicher Stelle der Wesermündung nur geringfügig hin- und herwandernden Sände bereits auf der Seekarte des holländischen Kartographen L. J. WAGHENAER um etwa 1580 als „de Roode Sant“. Die Ursache der Namensgebung ist also konstant und reicht weit zurück in die Geschichte.

Vor zwei Jahren kam man nun anlässlich einer systematischen Untersuchung der hydrographischen Verhältnisse und der Bodenbeschaffenheit im Seegebiet um den „Rotesand“ auf die naheliegende Ursache eben dieser Namensgebung:

Auf dem „Roten-Grund“ und „Rotesand“ selbst und westlich davon, in der sogenannten „Neuen Weser“, fand man nämlich immer wieder in den hochgehievten Bodengreifern einen rotbraun bis rostbraun gefärbten Schillbruch (Schill = ganze oder zerbrochene leere Muschelschalen), dessen Rotbraunfärbung der ganzen Kalkmasse des Schills

restlos und durch und durch mitgeteilt ist! — Im Gegensatz zu hier und dort auf allen Muschelschalen auftretenden braunbunten Flecken auf der im übrigen schneeweißen Schale sind die erwähnten Schillmassen am „Rotesand“ ausnahmslos und völlig rot eingefärbt, was jedoch nicht für den neben den Muscheln liegenden Sand gilt! — Es konnte nachgewiesen werden, daß es sich hierbei eindeutig um Eisen resp. um Eisen-Oxyde und -Carbonate handelt, die in Mengen von 1 bis 2 % Fe i. Tr. und ausnahmsweise sogar bis zu 6 % Fe i. Tr. auftreten, während normalerweise in den weißen oder schwach angefärbten Muschelschalen nur Eisensparten vorkommen.

Bei diesem Eisenphänomen, das übrigens im Bereich der Deutschen Bucht einmalig ist, dürfte es sich um adsorptive Bindung kolloider Eisenhydroxyde und anderweitig gelösten Eisens handeln, das unter Umständen aus alten eiszeitlichen Eisenhorizonten stammt, die infolge der fortschreitenden nacheiszeitlichen Meerestransgression (= Bedeckung) in der Tiefe verschwanden und von unterseeischen Strömungen freigelegt (erodiert) wurden. — Wenn dann in der Nähe solcher freigelegter alter Eisenhorizonte (die noch im Seegebiet des „Rotesand“ oder westlich davon, bei Wangerooge zu suchen wären) im Meere massenhaft organische Substanz zerfällt (wie zum Beispiel absterbende

Muschelbänke), so kann es zu Eisenreduktionen, und damit zu Herauslösungen kommen. Das freigelegte Eisen (also wasserlöslich!) wird dann beim Aufbau von Muschelschalen in der Nachbarschaft wieder in das Kalkgerüst eingelagert. So also kann man sich etwa den Eisenkreislauf vorstellen, der zu der festgestellten Rotbraunfärbung der Muschelschalen am „Rotesand“ seit Menschen-gedenken führt, das heißt, es liegt hier eine völlig andere Ursache der Rotfärbung des Untergrundes vor als etwa im Raume von Helgoland mit seinem Buntsandstein, der zwar auch Eisen eingelagert hat, aber doch in einem ganz anderen Zusammenhang und unter ganz anderen chemischen Voraussetzungen.

Diese chemischen Gegebenheiten waren unseren Vorfahren natürlich unbekannt, aber beim Hochholen ihrer alten Talgrote sowie ihrer Netze wird ihnen im dortigen Seegebiet schon immer der erwähnte Schill aufgefallen sein und sie sprachen untereinander von dieser Gegend nur als von „de roode sant“. — Gelegentlich können übrigens auch auf der Westseite des Großen Knechtsandes vereinzelt derart lückenlos braun eingefärbte Muschelteile gefunden werden, die dann nach schweren Weststürmen vom „Rotesand“ herüberge-
Hans Lüneburg

Wolfsjagden

Das Bederkesaer Fleckensarchiv besitzt eine umfangreiche Akte über Wolfsjagden im ehemaligen Amt Bederkesa. Ihr ist zu entnehmen, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege das Auftreten von Wölfen in unserer Heimat mehrfach bezeugt wird.

Zahlreich sind die Verfügungen der königlich schwedischen und hannoverschen Regierung über die Vorbereitungen von Wolfsjagden und über die Pflicht der Meier, Brinkbesitzer und Köther, Hanf zur Anfertigung von Wolfsgarnen abzugeben. 1740 und 1746 wurden Wolfsjagden für das gesamte Amt Bederkesa, 1745 für den Forstbezirk Holzburg angeordnet. Nicht einmal erfahren wir aber, daß diese angesetzten Wolfsjagden von Erfolg gekrönt waren. Erst 1758 gelingt es drei Großenhainer Einwohnern, einen Wolf zur Strecke zu bringen. Selbstverständlich wurde dieser Vorfall sofort durch den damals amtierenden Amtmann Grote der Regierung in Slade gemeldet, die daraufhin folgendes Schreiben an den Amtmann richtete:

„Als zu Folge eingegangenen Nachrichten derjenige Wolf in dortigem Amte getötet seyn soll: welcher seit einigen Jahren sich in den hiesigen Herzogtümern verspüren lassen, und worauf für denjenigen: welcher ihn erlegen würde, von uns eine prämie von einhundert Mark ausgesetzt worden. So gewärtigen Wir davon näheren Bericht und Gewißheit, um sodann auch die Auszahlung des expromittierten Recompenses an denjenigen, welchen sie gebühret, verfügen lassen können.“

Amtmann Grotes Bericht vom 8. Februar 1759 lautet:

„Auf Euer an uns abgelassenes Rescriptum vom 22ten v. M. müssen wir unterthänigst anzeigen, daß Berend Döcher, Johann Jochen Klencke und Jürgen Hennig von der Lieth sämtlich von Großenhain sich vereinbaret gehabt, den seit einiger Zeit in hiesigem Amte verspürten Wolf aufzulauern, und falls sie ihn töten würden, die darauf gesetzte prämie unter sich zu theilen. Es sind dieselben so glücklich gewesen, dieses Thier zu fällen, welches wir demnächst durch den reitenden Förster Apparius besichtigen lassen, und von welchem das Zeugniß erhalten haben, daß es ein wirklicher Wolf gewesen sey.“

Diesem Schreiben ist noch ein Nachtrag beige-fügt, der besagt:

„Berend Döcher aus Großenhain hat ihn zuerst angeschossen. Johann Jochen Klencke und Jürgen Hennig von der Lieth haben ihn verfolgt und ihn folgendes den Rest gegeben. Alle Drey aber haben sich vereinbaret, den Wolf zu schießen und die prämie zu theilen, und hat Joh. Jochen Klencke das Pferd, welches sie todt gestochen, um dadurch den Wolf zu locken, angekauft.“

Die drei glücklichen Schützen erhielten vom Amtmann Grote folgende Bescheinigung:

„Es wird hiermit von Amtswegen beglaubigt, daß Joh. Jochen Klencke des Voigts Deter Klencke Sohn zu Großenhain nebst Berend Döcher und Jürgen Hennig von der Lieth daselbst in der Gegend von Großenhain am Weihnachten einen Wolf erlegt, und solchen an den Reitenden Förster Apparius wirklich abgeliefert haben.“

Bederkesa, den 17. März 1759.“

Werner Schieder, Bederkesa

Eine reiche Ernte

Bremische Jahrbücher bieten viele Anregungen

Ungewöhnlich beachtlich nach Umfang und Inhalt stellt sich der zu Beginn dieses Jahres von der Historischen Gesellschaft zu Bremen herausgegebene und von F. Prüser, K. H. Schwebel und H. Jessen redigierte 46. Band des Bremischen Jahrbüches dar. Der Band umfaßt 427 Druckseiten und übertrifft damit seine Vorgänger. In ihm sind sowohl im Aufsatz als auch im Besprechungsteil durchweg gewichtige Beiträge zu verzeichnen, die zum Teil über den Rahmen der rein bremischen Geschichte hinausführen.

Zunächst bietet das Jahrbuch Raum den Nachrufen auf drei verdiente Gelehrte, die während der Berichtszeit verstorben sind. K. H. Schwebel zeichnet ein Bild des dahingegangenen Archivdirektors und Wittheitspräsidenten Professor Dr. Hermann Entholt, dessen Persönlichkeit, Wirken und Wollen er näher beleuchtet. Die Verdienste von Museumsdirektor Professor Dr. Ernst Grohne werden durch W. Kloos gewürdigt. Ein Nachruf von F. Prüser gilt dem leider zu früh dahingerafften Kölner Ordinarius für Wirtschaftsgeschichte, Professor Dr. Ludwig Beutin, dessen fruchtbares Schaffen mit Studien zur Bremer Obersee- und Wirtschaftsgeschichte begann.

Die Reihe der wissenschaftlichen Beiträge wird eingeleitet durch einen nachgelassenen Aufsatz von Ernst Grohne, der lesenswerte Aufschlüsse zur Geschichte der deutschen und bremischen Hoheitszeichen vermittelt. Ihm folgt der erste Teilabdruck einer Dissertation von Luise Michaelsen über „Das Paulskloster vor Bremen“.

Der Aufsatz ist von besonderer Bedeutung für die mittelalterliche Geschichte des Morgensterngebietes. Reichen doch die weit verstreuten Besitzungen des Paulsklosters weit in die heutigen Kreise Wesermünde und Land Hadeln hinein. Michaelsen beschäftigt sich auch mit der Bestätigungsurkunde Erzbischof Adalberos über die Gründung des Paulsklosters vom Winter 1138/39. Es handelt sich um eine Urkunde, deren Echtheit verschiedentlich, zuletzt von Bernhard Schneider, angezweifelt worden ist. Für die Geschichte unseres Heimatgebietes ist nun gerade diese Urkunde von Belang, da in ihr erstmalig eine Reihe von Dörfern des Kreises Wesermünde genannt wird.

Der mittelalterliche Historiker des Morgensterngebietes wird Michaelsens Arbeit, die im nächsten Band des bremischen Jahrbüches fortgesetzt werden soll, nicht nur in solchen Partien, die den Elb-Weser-Winkel direkt berühren, für eigene Forschungen und Versuche mit Gewinn heranziehen können.

Der nächstfolgende Beitrag des stattlichen Bandes stammt aus der Feder des Verfassers dieser Zeilen. Er bietet einen urkundenkritischen Beitrag zur frühen Stadt- und Verfassungsgeschichte Bremens. Ihm folgen Untersuchungen von Peter Wiek über die bürgerliche Verwaltung der Bremer Domsfabrik im Mittelalter. Friedrich Prüser setzt seine Darlegungen über das bekannte Bremer Gymnasium Illustre und dessen landschaftliche und personelle Bindungen fort.

Der längste Beitrag, geradezu ein ansehnliches Büchlein, über die Geschichte des Zauber- und Hexenglaubens in Bremen wurde niedergelegt von dem rührigen Bremer Historiker Horbert Schwarzwälder. Die Arbeit weist manche Berührungspunkte auf mit den in unserem Heimatgebiet bekannten Arbeiten von Wilhelm Lenz und Erich Weise über Reflexprozesse in Land Hadeln und Altlüneburg. Auf Einzelheiten der Darstellung kann hier nicht eingegangen werden. In gewohnt zuverlässiger

Weise wird von Schwarzwälder der Stoff gemeistert. Auch diese Arbeit dürfte nicht nur angenehm unterrichten, sondern in gleicher Weise anregend wirken.

Günter Schulz untersucht die Beziehungen Friedrich Schillers zu dem bremischen Übersetzer Conrad Lüdger. Dietrich Schomburg führt seine Darlegungen über die Bremer Ostertorvorstadt in ihrer historisch-topographischen Entwicklung fort. Herbert Koch behandelt Handelsbeziehungen zwischen Bremen und Jena in dem Zeitraum von 1768 bis 1786. Rolf Engelsing endlich untersucht die bremische Dampfschiffahrt mit England im 19. Jahrhundert. Manche indirekte Belehrung wird der zuständige Heimatforscher hier finden können.

Adolf Börtzler liefert einen Überblick über die jüngsten Gesamtdarstellungen zur bremischen Geschichte, während Friedrich Prüser in einer Sammelbesprechung die jüngsten Erscheinungen auf dem Gebiet der bremischen Firmengeschichte näher beleuchtet.

Mit allem Nachdruck muß auf die nach Sachgebieten gut aufgegliederte Zeitschriften- und Bücherschau zur bremischen Geschichte von Friedrich Prüser hingewiesen werden. Notwendigerweise ist diese für die Zwecke der bremischen Geschichtsforschung geschrieben. Nichtsdestoweniger wird der Geschichts- und Heimatforscher zwischen Weser und Elbe auf den 52 Seiten dieses kritischen Berichts genügend Anregungen und Literaturhinweise für sein spezielles Arbeitsgebiet finden, greift doch der Bericht Prüsers über den eigentlich bremischen Rahmen weit hinaus. Dr. Burchard Scheper

In'n Appelgaarn is dat so still

So still is dat man eenmal up de Welt as hier in'n Appelgaarn. Is Fieravend, De Lellern staht verlaten an'n Boom, de vullen Appelkisten sünd upstapelt, blot af un to kummt noch vun'n Hoff her en Stimm, un denn ward dat dor ok still.

De Appelgaarn is as en groten Wohld, Boom steiht achter Boom, de langen Koppeln dal. De Telgen reckt sik een in'n annern, vun Boom to Boom. Ik kenn se hier all, de olen Bööm. De dor heet Seestermüher Zitronenappel. He is al plückt. De Telgen hängt nich mehr so deep as bi de annern Bööm, wo de Appeln noch in Klümp tohoopsitt. Düsse hier, wo de Appeln all een rode Back hebbt, dat is een Haseldörper. Ward nu ok bald riep.

De Reeg in de Mitt dor, de sünd vergangen Jahr all ümriest un de slanken Telgen staht as Piet-schensweep na'n Heben. Aver kiek mal, dree Appeln hängt al an den enen Boom, dicht tohoop, as een Druuv. Dat is de eerste Proov. Up anner Siet an'n Graben lang, de groten, starken Bööm, Stamm as en Eekboom un Kroon as en Dack, wat kunnen dat wull anners ween as Boskop? Hebbt weller mächtig ansett över Jahr. Se hängt so vull as Paradiesbööm. De ünnersten Telgen liggt al an de Eer.

Süh, hier steiht en Boom, de hett vör twee Jahr en iesern Band ümlegen. Sien Last worr em to swaar, dor breekt de halve Pull dal, un de Stamm wull uteneenbasten. Aver de Dörpsmitt wüß Rat. So hett de ole schöne Boom noch nich fallen brukt, hett sik weller verhaalt, un he driggt nu sien Frucht as all de Jahren.

Schöön is de Appelgaarn in't gröne Sommerkleed, schöön ok in'n witten Winterstaat, aver dat schönste Kleed, dat dreegt de Bööm in't Vörjahr, wenn de Immen in de Kronen summt un de hele Welt na Appelblomen rükt.

Eben is de Sünn ünnergahn, nu fällt de blagen Schatten jümmer länger, un dat Düster krüppt ut de Bööm. Dat ward köhllich, ut de Grabens treckt dat natt hooch. Ik weet, morgen fröh ward hier de Nebel dick stahn. Af un to gifft dat en Plumps in'n Graben, dat 'n sik verfehren deit; denn is dar wull so'n ol Puck in't Water sprungen. De Waterkringel schülpert an de Kant, — un denn is dat weller so still as vörher.

En ole Buurfroo hett nu mal seggt, in ehren Appelgaarn, dor weer 't ehr as in een Kark. Wenn ehr Dag över wat Leeges in de Mööt keem, denn güng se abends noch eenmal döör den Appelgaarn, un de Freden ut de Natur keem ok över ehr. Achter de Höf, dor buten in de schummerigen Appelgaarns, kummt noch de grote Stille över uns, de sünst överall raar wörn is up de Welt...

Gudrun Münster

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 9,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzgen & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postcheckkonto: Hamburg 13696. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Lange Straße 7.